

Alexander Maksik
Sein oder Nichtsein

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Werner Löcher-Lawrence

DROEMER

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »You Deserve Nothing«
bei Europa Editions, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



© 2011 Alexander Maksik

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Zitarnachweise am Ende des Bandes

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © plainpicture/Millennium/Simon Anstey

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-19958-9

2 4 5 3 1

*Für meine Eltern
Und im Gedenken an Tom Johnson*

Zwischen dieser Licht-
und dieser Schattenseite der Welt
will ich nicht wählen,
ich liebe es nicht, wenn man wählt.

ALBERT CAMUS

Gilad, 24 Jahre alt

Du lebst an einem Ort. Am nächsten Tag lebst du an einem anderen. Kompliziert ist das nicht. Du steigst in ein Flugzeug und hebst ab. Die Leute reden immer von zu Hause. Ihren Häusern. Den Vierteln, in denen sie leben. Im Film geht es um ihre Herkunft, darum, woher sie stammen. Filme sind voll davon. Der Straße. Dem Häuserblock. Dem Diner. Italienische Filme. Schwarze Filme. Jüdische Filme. Sie spielen in Brooklyn oder sonst wo.

Bei mir war es nie wirklich so. Die Straßen haben nichts in meinem Blut hinterlassen. Ein Haus habe ich nie geliebt. Weshalb der ganze Nichts-geht-über-zu-Hause-Kram bei mir auch nicht zieht. Dass man an einem Ort und ein paar Stunden später schon an einem anderen leben kann, das ist die Vorstellung, die ich mit zu Hause verbinde. Du wachst auf, tust, was du tust, isst, schläfst, wachst auf, isst, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag. Tage geht das so, Monate, Jahre, und dann, eines Tages, bist du nicht mehr da.

Die Leute sagen immer, wie schwer es sein muss, von einem Ort zum anderen zu ziehen. Ist es nicht.

Als ich hierherkam, war ich siebzehn. Wir sind von Riad hergezogen, wo wir fast zwei Jahre gelebt haben. Ich hatte drei Wochen, um meine Sachen zu packen und mich »vorzubereiten«. Das war mein Vater: drei Wochen, um mich »vorzubereiten«. Ich weiß nicht, was er damit wirklich meinte. Es kostete mich eine Stunde, meine Taschen zu packen. In der Schule habe ich keinem gesagt, dass ich umziehe. Das Jahr ging zu Ende, ich hing noch etwas am Pool herum, und dann saßen wir im Flugzeug und waren weg. So lief's. Viel empfunden habe ich dabei nicht. Ich habe nur mal wieder darüber gestaunt, wie eine Welt einfach hinter dir verschwindet und ein Leben ein anderes wird, ein anderes und wieder ein anderes.

Und dann wohnten wir in Paris.

Nach Dubai, Shanghai, Tokio, Kuala Lumpur, Seoul, Jerusalem und Riad.

Und dann wohnten wir in Paris. Paris war anders, weil es der letzte Ort war, an den wir als Familie zogen. Der letzte Ort, der mir auferlegt wurde.

Will, 38 Jahre alt

Optimismus, Hoffnung und das Gefühl neuer Möglichkeiten entstehen Ende August. Es gibt neue Stifte, Romane ohne Anmerkungen, neue Lehrbücher und das Versprechen eines besseren Jahres. Nicht der Januar, sondern der Juni ist der Monat der Besinnung. Wieder ist ein Jahr vergangen, die Schüler sind weg und die Klassenzimmer still. Du bist allein. Die Ruhe einer Schule, die sich für den Sommer geleert hat, gleicht der eines Hotels, das den Winter über schließt, einer Bibliothek, die nachts menschenleer ist. Geister wirbeln durch die Räume.

Die Auflösung geht schnell vonstatten. Die Glocke schrillt, und das Ganze explodiert in den strahlenden Tag. Du trittst in die Sonne hinaus, und das Licht blendet dich.

Die Fenster sind offen. Ich stehe in der Ecke des Raumes. Der Juniwind wiegt die Pappeln am Ende der Wiese. Alles ist still, die Schüler sind in der Aula.

An den Wänden hängen fünfzehn Porträts von Mitgliedern der Familie Bundren. Ein Plakat annonciert eine vergessene Produktion der Royal Shakespeare Company

von *Macbeth*, und auf einem Foto von Cartier-Bresson ist Jean-Paul Sartre mit Jean Pouillon auf dem Pont des Arts zu sehen. Dazu gibt es noch einen Sartre im Café de Flore, einen Zigarette rauchenden Camus, ein Plakat von *Der Unbeugsame* und eins für die Premiere von *Die Zeit nach Mitternacht*. Tommie Smith und John Carlos stehen auf dem olympischen Podest, die Köpfe gesenkt und die Fäuste erhoben. Laurence Olivier ist Hamlet, und ich sehe ein schwarzes Brett voller Gedichte und Hemingway mit Sylvia Beach vor Shakespeare & Company.

Vorne im Raum steht ein Stahltisch. Wie alles andere hier ist er abgewetzt und kaputt. Schwere graue Vorhänge hängen an einer uralten Schiene mit lange schon defekter Zugvorrichtung. Neonröhren, ein dicker brauner Teppich. Alles im Stil amerikanischer staatlicher Schulen der Siebziger. Typisch, schäbig.

Es gibt zwei identische Stockwerke, lange Flure mit Spinden und Klassenzimmern. Ein hoher schwarzer, stählerner Sicherheitszaun umgibt die Schule. Wenn du erst mal drinnen bist, könntest du auch in Phoenix sein.

Die Juniluft weht durch meine Klasse, es ist kühl. In ein paar Stunden werden keine Schüler mehr im Gebäude sein. Mit ihnen verschwinden Lärm und Theater. Alles ist vorbei. Die Aufsätze sind benotet, die Zeugnisse geschrieben.

Der letzte Schultag. Wir geben die Abschlussarbeiten zurück. Wir verabschieden uns. Sie räumen ihre Sachen zusammen, die Busse kommen, und Stille breitet sich im kaputten Gebäude aus.

Die erste Stunde beginnt gleich. Ich warte auf meine Schüler. Sie sind in der Zehnten. Es gibt Kurse wie diese, Kurse mit anmutigen, freundlichen, intelligenten Schü-

lern, die ein Jahr lang eine Gemeinschaft bilden. Sie kommen herein, und dir ist gleich klar, ihr werdet eine Familie. Das hat etwas von einem Liebesabenteuer.

Sie strömen aus der Aula hinten im Gebäude. Mr. Spencer hat ihnen bereits einen guten Sommer gewünscht. Er hat ihnen etwas vorgelesen, ein Zitat, ein Gedicht, das er für inspirierend hält. Mr. Goring kratzt sich den Hinterkopf, während er den Tagesplan durchgeht. Er erinnert sie daran, dass die Spinde leer sein müssen. Auf den Fluren werden Mülleimer stehen. Bitte benutzt sie. Achtet eure Schule, Schüler. Rennt nicht. Bitte rennt nicht.

Erlöst kommen sie den Flur entlang. Einige winken, als sie an meiner Klasse vorbeikommen.

»Wie geht's, Mr. S.?«

»Einen schönen Sommer, Mr. S., und feiern Sie nicht zu viel.«

Julia kommt herein und bindet sich ihr lockiges blondes Haar zu einem Pferdeschwanz.

Sie ist die Erste.

»Der letzte Schultag«, sage ich.

»Ach, wirklich? Ist er das?« Sie verdreht die Augen.

»So hab ich's gehört. Ganz schön traurig.«

Sie nickt.

Ich setze mich auf meinen Tisch und sehe durch den Stapel Arbeiten, bis ich ihre finde.

»Also«, sage ich.

»Also hören Sie, Mr. S., ich werde Sie diesen Sommer vermissen, und ich möchte Ihnen sagen, dass mir Ihr Unterricht wirklich gefallen hat und Sie ein toller Lehrer sind.« Sie wird rot. »Also danke für alles. Auf eine gewisse Weise haben Sie in diesem Jahr mein Leben verändert.«

»Danke, Julia. Es war schön, Sie als Schülerin zu haben.«

Sie sieht auf den Boden.

Steven Connor kommt in die Klasse stolz, kleinwüchsig und kantig, und drückt die Brust raus.

»Mr. S.!«, sagt er und streckt die Hand aus, ein kleiner Geschäftsmann. »Wie geht's, Mr. S.? Ich sag Ihnen, ich werde diese Klasse vermissen, Mann. Warum haben Sie keine Elften? Das ist doch Schrott. Was zum Teufel soll ich nächstes Jahr machen?«

Er legt den Kopf zur Seite und sieht mir in die Augen. Wir schütteln uns die Hand.

Dann sieht er Julia an. »Moment mal, bin ich hier irgendwo reingeplatzt?«

Julia kichert. »Nein, Steve.«

Mazin, ein dünner, grinsender Jordanier, kommt hereingestürmt und umarmt mich.

»Alter, Mr. S., *Alter*. Haken wir diesen Sommer ab? Ich werde diese Klasse nämlich *so* vermissen, Mann. Aber cool, dass Sie zu meiner Party kommen, oder? Sie haben die Einladung doch gekriegt?«

»Ich komme. Ich werde da sein. Sonntagabend. Ich komme.«

Langsam füllt sich die Klasse.

Ich sitze vorne auf meinem Tisch, wie immer. Ich lasse den Blick über sie gleiten und mustere sie. Sie erwarten etwas von mir. Einen Abschluss, das offizielle Ende des Jahres.

Ich drücke mich vom Tisch hoch und stelle mich hin.

»Der letzte Schultag. Ein paar Minuten bleiben uns noch von unserem Jahr. Ich habe Ihre Abschlussarbeiten hier und werde sie Ihnen zurückgeben, bevor Sie gehen, aber erst möchte ich noch ein paar Dinge sagen. Sie sollen

wissen, dass es nicht oft vorkommt, dass ich eine Klasse wie Ihre habe. Ich hatte großes Glück mit Ihnen. Sie sind außergewöhnlich: aufrichtig, nett, witzig, abenteuerlustig, offen und großzügig. Sie waren mit Begeisterung und Interesse bei der Sache, sind Tag für Tag hergekommen und waren bereit, sich anzuhören, was ich zu sagen hatte. Mein Traum als Lehrer war immer, in meine Klasse zu kommen, mich zu setzen und an einer intelligenten, anregenden Diskussion über Literatur und Philosophie teilzunehmen. Mit klugen Menschen in einem Raum zusammenzusitzen und über schöne, hässliche und schwierige Dinge zu reden. Sie waren diese Klasse. Dafür bin ich Ihnen dankbar. Sie haben mich daran erinnert, warum ich hier bin. Sie zu unterrichten war eine Freude.«

Julia fängt an zu weinen. Mazin sieht auf seinen Tisch.

»Sie wissen, was ich für wichtig halte. Sie wissen, was ich Ihnen über Entscheidungen, Ihr Leben und die Zeit sage. Sie erinnern sich, wie ich hoffe, noch an unsere Diskussion über die *Ode auf eine griechische Urne*? Die Ode stammt von wem, Mazin?«

Es entsteht eine lange Pause. »John Keats, Mr. Silver«, sagt er stolz.

»John Keats.« Ich lächle ihn an. »Das meiste von dem, worüber wir hier in diesem Jahr gesprochen haben, werden Sie vergessen. Wilfred Owen werden Sie vergessen und *Die Früchte des Zorns*, Thoreau und Emerson, Blake und den Unterschied zwischen Epik und Romantik, Romantik und Transzendentalismus. Das alles wird zu einem Nebel verwischen, zu einem Wirbel aus Einzelheiten, die zum wachsenden Sumpf in Ihrem Kopf beitragen. Das ist okay so. Was Sie aber nicht vergessen dürfen, sind die Fragen, die diese Autoren Ihnen gestellt haben, Fragen, die

Sie sich selbst stellen, Fragen über Mut, Begeisterung und Glauben. Und vergessen Sie auch das hier nicht.«

Ich halte inne. Es ist sehr still. Draußen im Flur knallt die Tür eines Spindes. Die Stunden sind heute kürzer, und ich weiß, es wird bald klingeln. Ich sehe sie an. Ich meine, was ich sage, aber als Lehrer bin ich immer auch Schauspieler.

»Was?«, fragt Steve. »Wir haben kaum Zeit, Mann. Was? Vergessen wir was nicht?«

»*Das hier.* Vergessen Sie nicht, wie es sich angefühlt hat. Dass wir hier alle so zusammen waren. Was in diesem Raum geschehen ist. Und wie sehr Sie sich alle verändert haben, seit Sie hier vor neun Monaten zum ersten Mal hereinmarschiert sind, als die kompletten Idioten, die sie da noch waren.«

Sie lachen.

»Danke. Ich danke Ihnen für alles.« Für einen Moment tritt Stille ein, und dann klingelt es wie auf Zuruf.

Sie bleiben auf ihren Plätzen sitzen. Draußen über den Flur laufen Schüler. Spindtüren schlagen. Ich nehme die Abschlussarbeiten und rufe ihre Namen auf. Sie umarmen mich. Mazin zuerst. Er drückt mir die Seite seines Kopfes auf die Brust. Sie danken mir, sie wünschen mir einen guten Sommer. Ich bringe kein Wort mehr heraus. Sie laufen auf den Flur und verschwinden in die Ferien.

Ich glaube, das war bisher mein bestes Jahr.

Am Nachmittag findet eine Grillparty für das Kollegium statt. Aus einer Musikanlage plärrt schlechte Discomusik, die ironisch gemeint ist. So was sollten sich Lehrer in der Schule nicht anhören. Nirgends sollten sie sich das anhören. Es gibt Champagner in Plastikbechern.

Aus dem Fenster meines Arbeitszimmers sehe ich, wie sie sich um den Tisch mit den Vorspeisen versammeln. Jean-Paul, der die Cafeteria führt, läuft grinsend mit einem Tablett Kir herum. Ich schiebe es hinaus, die Treppe hinunter und übers Gras zu meinen Kollegen zu gehen. Ich will nicht so tun, als interessiere es mich, was sie im Sommer machen. Ich will keinen billigen Champagner trinken und lächeln. Will kein Softball spielen. Also bleibe ich im Büro und räume meinen Schreibtisch auf. Ich hefte Unterlagen ab, Mitteilungen von Schülern, Eltern. Artikel, die ich aufheben möchte. Gedichte. Kurzgeschichten. Ich werfe alte Prüfungsblätter weg, Briefe vom Schulvorstand.

Auf den Fluren ist es still. Die letzten Busse haben den Parkplatz verlassen und die letzten Schüler mitgenommen. Zettel und Stifte liegen auf dem Boden, Papierkörbe fließen über. Ein paar Jacken sind vergessen worden, in einer Papiertüte verkommt ein Pausenbrot. Jemand hat ein Exemplar von *Der Fänger im Roggen*, mit fehlendem Einband, zurückgelassen.

Als mein Schreibtisch aufgeräumt ist – die Stifte stecken in ihrer Tasse, die Bücher stehen sauber aufgereiht, die Schubladen sind leer –, gehe ich hinaus auf den Flur und hinunter zum Grillfest. Es gibt nichts mehr zu tun. Kein Unterricht mehr vorzubereiten, nichts mehr zu benoten, niemandem mehr einen Rat zu geben.

Später sitze ich mit Mia im Gras und trinke Champagner. Sie gibt mir ihren Becher und hebt die Arme. Von seinen Nadeln befreit, fließt ihr das Haar auf den Rücken. Hellbraun, und in der Sonne fast rot. Mia, die hier so ruhig ist, so selbstsicher, und die in der Stadt ohne Gleichgewicht scheint.

In der Stadt nimmt ihr unbewegtes Gesicht einen düsteren Ausdruck an. Sie sitzt allein in einem Café und wird kaum einmal angesprochen. Nur die unverfrorensten Fremden probieren es, und die sind nicht gerade die Attraktivsten. Sie machen ihr Angst und beleidigen sie, diese Männer, die denken, eine hübsche Frau hat die Verpflichtung zu lächeln. Dass sie der Welt ihre Schönheit schuldet.

Selbst wenn sie ihr Haar sorgfältig hochsteckt, lösen sich immer wieder einzelne Strähnen, fallen ihr über den Hals und streichen ihr über die Wangen.

Wir haben die Schuhe ausgezogen. Sie lehnt sich zurück auf ihre Ellbogen.

»Damit ist das Jahr vorbei.«

»Gott sei Dank«, sagt sie, ohne die Augen zu öffnen.
»Ich bin so müde. Du nicht?«

»Erschöpft. Aber es war gut, und dass es vorbei ist, macht mich traurig. Ich werde meine Schüler vermissen. Viele von ihnen.«

»Sie lieben dich. Du veränderst ihr Leben«, lacht sie.
»Du bist ein Lebenveränderer.«

Ich schüttele den Kopf.

»Du weißt, dass es stimmt. Sie lieben dich. Du bist das Oberhaupt eines Kults.«

In diesem Moment kommt Mickey Gold herübergestapft. Er geht auf die siebzig zu, ist rotgesichtig, eine wilde Karikatur, mit mächtigen Gliedmaßen und Gesten. Die Sorte Mensch, die man hinter der Theke einer Talentagentur in Queens erwarten würde. Aber er unterrichtet seit dreißig Jahren Biologie, was ihn leicht verrückt werden ließ.

Aus zehn Metern Entfernung ruft er: »Mia und Will, so weit weg vom Grill.«

Er sagt es wieder, betont den Reim und macht ein kleines Lied daraus. Er hat eine Flasche Champagner dabei, die er vom Getränketisch mitgehen ließ. Mia und ich tauschen einen schnellen Blick aus. Ich mag Mickey. Er ist ein Exot, völlig unfranzösisch, ohne Feinsinn und selbstvergessen. Er ist schludrig, unkultiviert und laut. Und doch spricht er fließend Französisch und würzt seine englischen Sätze mit nachdrücklichen *ouis*. Er beeindruckt mich und macht mich gleichzeitig verlegen.

Er lässt sich neben uns im Gras nieder. Das ist nicht einfach. Mickey ist ein großer Mann, ein Meter neunzig, und trägt einen ziemlichen Bauch vor sich her. Er tätschelt Mias Knie und sagt: »Wieder eins geschafft.«

Seit der Verleihung der Academic Achievement Awards vor zwei Wochen hat sie kein Wort mehr mit Mickey gesprochen. Da stand er auf, ging zum Podium und sagte: »Dieses Jahr überreiche ich die Auszeichnung einer jungen Dame, die nicht nur exzellent schreibt und eine begabte, zu voller Blüte reife Biologin ist, sondern auch wie eine Rose duftet.«

Mia saß neben mir im Publikum, schnappte stöhnend nach Luft und legte die Hand vor den Mund.

Er fuhr fort: »Jeden Tag wieder sehe ich sie gern, und ihr Fehlen in der Klasse macht mich immer etwas traurig. Es kommt nicht jedes Jahr vor, dass ich eine junge Frau unterrichte, die nicht nur so begabt ist, sondern auch so eine hübsche Taille hat. Schönheit und Verstand, ich wüsste zu gerne, was einmal aus ihr werden wird. Die Auszeichnung geht in diesem Jahr an Colette Shriver.«

Colette trat mit rotem Kopf aufs Podium. Zu ihrem eigenen Schrecken (und dem Mias) trug sie an diesem Tag

ein weißes T-Shirt, das so kurz war, dass es ihren Bauch und einen kleinen silbernen Ring in ihrem Nabel sehen ließ. Mickey stand lächelnd auf dem Podium, streckte die Arme aus und erwartete sie mit einer Umarmung und einem Kuss auf die Wange, die Nase erhoben und bereit, ihren rosigen Duft einzusatmen.

Die arme Colette, voller Scham, wurde kurz von Mickets mächtigen Armen umschlungen. Unterwegs zur Bühne überhörte sie die anzüglichen Flüstereien der Jungs neben dem Gang: Ja, Colette, blas ihm einen.

»Schulische Leistungen auf ihren Körper zu reduzieren! Als ihr Lehrer! Widerlich.«

Wir aßen zusammen zu Mittag, flüsterten in der hinteren Ecke der Cafeteria miteinander. Ich lächelte.

»Was? Fandst du das etwa komisch?«

»Er denkt sich nichts dabei. Er sieht das nicht.«

»Das ist keine Entschuldigung. Komm schon, Will. Er ist Lehrer. Du weißt, es ist schrecklich, was er gesagt hat. So was ist nicht komisch. Als Lehrer. Du solltest das nicht auf die leichte Schulter nehmen.«

»Wie soll ich es dann nehmen? Mickey ändert sich nicht mehr, er unterrichtet seit dreißig Jahren. Er ist harmlos, niemand nimmt ihn ernst, und die meisten Kinder mögen ihn. Sie halten ihn für witzig und für einen guten Lehrer. Er ist für niemanden eine Bedrohung.«

Mia verdrehte die Augen. »Natürlich ist er eine Bedrohung. Dass er alt oder schon seit dreißig Jahren so ist, ist keine Entschuldigung. Was immer Colette geleistet hat, lässt er unwichtig werden. Wie kann er sich bei dieser verdammten akademischen Zeremonie vor dem gesamten Kollegium und der Schülerschaft über den Körper

dieses jungen Mädchens auslassen? Das geht nicht, okay?»

»Du hast natürlich recht. Trotzdem.«

»Nein.«

Sie hatte die Stimme immer weiter erhoben, und eine Gruppe Mädchen ein paar Tische weiter sah flüsternd zu uns herüber.

Wir saßen oft in der Cafeteria und stritten, beugten uns zueinander vor und sprachen vertraulich über das eine und das andere. Bekanntermaßen waren wir beide Single, und Gespräche wie diese beförderten die Gerüchte um eine heimliche Affäre zwischen uns nur noch mehr. Es war nicht ungewöhnlich, dass eine mutige Zehntklässlerin die Hand hob und kichernd fragte, wann Ms. Keller und ich denn heiraten würden.

Ich senkte die Stimme. »Hör zu«, sagte ich. »Ich weiß, es war nicht richtig, was er gesagt hat. Ich sehe es ja ein, aber hat es nicht auch was Komisches?«

»Das ist genau die Einstellung, die es ihm erlaubt, derartige Kommentare abzugeben. Niemand sagt was. Er wird als dummer alter Mann toleriert. Ach, das ist doch nur Mickey. Der ist harmlos. Und so redet er weiter davon, wie toll seine Schülerinnen aussehen und wie gut sie riechen. Ich finde das ganz und gar nicht witzig, und dass er ein alter Mann ist, der die Welt um sich herum nicht mehr richtig wahrnimmt, ändert nichts daran.«

»Kann ich gleichzeitig abgestoßen und amüsiert sein?«

Mia schnaufte frustriert. Solche Meinungsverschiedenheiten waren eine ständige Quelle von Spannungen zwischen uns. Mia war schnell beleidigt und beruhigte sich tagelang nicht.

Und so gefriert Mia bei Mickeys plötzlicher Annäherung und Landung zu Stein.

»Wieder eins geschafft. Die Jahre rauschen nur so vorbei«, sagt Mickey und schenkt mir nach. Er neigt die Flasche zu Mia hin, die ihren Becher mit der Hand bedeckt. »Mia?«

Sie schüttelt den Kopf und schweigt.

Wenn Mickey ihre Verstimmung auffällt, lässt er es sich nicht anmerken. »Wie sehen die großen Pläne für diesen Sommer aus? Wohin geht die Reise?«

Weil ich Mias Schweigen nicht ertragen will, antworte ich: »Nach Griechenland, Mitte August bin ich zurück. Und was haben Sie vor, Mickey?«

»Griechenland, wie? Toll, toll. Ich war vor, ich weiß nicht, vielleicht zwanzig Jahren in Griechenland. Hab da ein schwedisches Mädchen kennengelernt. Mein Gott. Was für eine Figur. Die Inseln, wie? Sie fahren auf die Inseln?«

»Nach Santorin.«

»*Oui*. Da war ich. *Très beau*. Aber die Mädchen auf Mykonos erst, mein Freund. Die sind alle nackt. Nackte Frauen und schwule Männer. Keine schlechten Voraussetzungen. Ich würde sagen, fahren Sie nach Mykonos. Lassen Sie sich überraschen. Suchen Sie sich was Weibliches. Das ist nicht schlecht. Keine schlechte Art, den Sommer zu verbringen. Und Mia? Ihre Pläne?«

Mia steht auf. Sie zieht ihre Sandalen an und geht weg. Mickey sieht mich an, als erwarte er eine Erklärung.

»Fragen Sie sie selbst.«

»Tja, die Frauen. Ich werde mit ihr reden. Einen schönen Sommer, Will. Mykonos. Ich sag's Ihnen. Frauen, wohin das Auge reicht. Passen Sie auf sich auf, okay?«

»Das werde ich, und danke für den Tipp, Mickey. Auch Ihnen einen schönen Sommer.«

Er hievt sich auf die Füße, ächzt und geht Mia suchen. Sie weicht ihm aus und findet am Ende wieder zu mir zurück. Ich lächle sie an.

»Du bist unmöglich«, sagt sie und vergibt mir.

Mia und ich sitzen in der *Métro* und fahren nach Hause. Auf den Sitzen gegenüber stehen alte Einkaufsstützen voller Jahresabschlussgeschenke: gutem Champagner, einer Krawatte, einem Schal, Schokolade, Kölnisch Wasser, Parfüm, Kerzen. Der Zug ist fast leer.

»Gehst du am Sonntag?«

»Ich habe es Mazin versprochen.«

Sie sagt nicht: »Lass uns zusammen gehen«, oder: »Gehen wir zusammen hin.« So locker ist sie nicht. Sie hat Angst, sich aufzudrängen, und bewahrt eine leichte, formelle, vorsichtige Distanz.

»Natürlich gehen wir zusammen hin. Hast du die Adresse gesehen? Quai de la Tournelle. Das wird eine dekadente Angelegenheit.«

»Meinst du?«

»Ja.«

Die *Métro* hält am Bahnhof St-Paul, und Mia sammelt ihre Sachen ein. »Gut. Ich sehe dich bei der Abschlussfeier?«

Ich fahre weiter, wechsele in Châtelet in die Vier und steige am Odéon aus. Ich überquere den Boulevard St-Germain und gehe die Rue de Seine hinunter. Die Bar du Marché ist proppenvoll, hauptsächlich mit Touristen, die in der Sonne auf der Terrasse sitzen und teures Bier trinken. Ich beginne den langen Aufstieg zu meiner Woh-

nung. Es sind einhundertsevenundsiebzig Stufen. Heute kommen sie mir besonders steil vor, winden sich hoch und höher, und die Tüten hängen schwer an meinen Händen.

In ein paar Stunden wird die Sonne ein langes helles Rechteck auf den Boden werfen. Ich habe einen großen Kamin, ein breites Bett auf einer Empore mit einer Leiter und ein Fenster zur Straße hinaus.

Die Sonne steht tief, der Eiffelturm zeichnet sich vor dem Himmel im Westen ab. Ich kann die goldene Kuppel des Institut de France sehen, und im Süden die dunklere des Palais du Luxembourg. Die Cafés unter mir sind voller Leute. Paulines Fenster auf der anderen Straßenseite steht offen. Ihr Freund Sébastien wäscht ab, er hat kein Hemd an. Ein weißer Schäferhund liegt schlafend in der Sonne vor Claude et Cie, dem Metzger. In der Rue de Buci hält die kleine braune Promenadenmischung Wache vor dem Café de Conti, und ich stehe an meinem Fenster und fühle, wie sich der Sommer vor mir ausbreitet. Es ist das vertraute Gefühl von Freiheit, das so unverbrüchlich mit der Kindheit verbunden ist, mit der Zeit, als ich selbst noch Schüler war. Das Gefühl der Erlösung.

Pauline kommt in die Küche und küsst Séb auf die Schulter. Sie sieht mich am Fenster und winkt, wendet sich wieder ab und schlingt ihm die Arme um den Leib.

Als ich die beiden so sehe, denke ich an Isabelle und wie wir hier oben stehen und über die Dächer sehen. Kalte Luft weht herein, und ihr Rücken liegt warm an meiner Brust.

Ich habe viel an sie gedacht. Beim Spülen nach dem Abendessen habe ich mit ihr geredet. Wenn es kalt war und die Heizung noch nicht funktionierte, habe ich extra Decken aufs Bett gelegt und so getan, als würde ich sie halten. Abends, wenn ich nach Hause kam, hatte sie Nach-

richten auf dem Anrufbeantworter hinterlassen. Ihre Stimme holte sie zu mir ins Zimmer. Ich habe das Abendessen gemacht und mit ihr gesprochen.

»Schneide sie dünn«, habe ich gesagt. »So dünn, dass sie ihr eigenes Gewicht nicht halten können.«

»Ich weiß, das hast du mir schon tausendmal gesagt.«

»Meine Mutter hat die Zwiebeln so geschnitten.«

Aber ich habe nie zurückgerufen.

Sie hörte auf, Nachrichten zu hinterlassen. Ihre Stimme war nicht mehr da.

Trotzdem gibt es noch Tage, an denen sie mir erscheint, während ich hier am Fenster stehe. Fast kann ich mich noch an ihren Duft erinnern.

Sonntag. Auf der Straße sind lauter kühläugige Frauen. Vor der Bar du Marché stehen Leute auf dem Bürgersteig und warten, dass ein Tisch frei wird. Ich überquere den Boulevard St-Germain im Laufschrift und weiche einer Frau auf einem Motorroller aus. Sie lächelt. Ich gleite die Stufen des Bahnhofs Odéon hinab und sitze fünf Minuten später in der *Métro*.

Als ich durchs Schultor trete, sehe ich überall Leute. Eltern, Großeltern, Familien aus allen Teilen der Welt, die sich dem Anlass entsprechend angezogen haben. Ich sehe Sommerkleider, Hüte, Anzüge, Videokameras. Ich höre Französisch, Arabisch, Deutsch, Koreanisch und Italienisch, doch als ich in den Hof komme und in die Eingangshalle, ist es fast nur noch Englisch, im Tonfall jener anderen Sprachen.

Ich will gerade nach einem Getränk greifen, als mich Mazin in die Luft hebt.

»Mann.«

»Mann«, sage ich. »Lassen Sie mich runter.«

Lachend setzt er mich wieder ab, tritt ein Stück zurück und legt die Hand ans Kinn, als betrachte er ein Gemälde.

»Netter Zwirn.«

»Genau. Finger weg.«

»Ich muss weg, weil sie zum tausendsten Mal ein Foto von mir und meinem Bruder machen wollen, aber wir sehen uns heute Abend, richtig? Party *chez moi*.«

»Ich komme, Maz.«

Er beugt sich vor. »Mann, haben Sie Carolina gesehen? *Mann*, die Frau ist super!«

Ich schüttelte den Kopf. »Mazin, lassen Sie mich in Ruhe.«

Abends, als Mia und ich den Quai de la Tournelle entlanggingen, blies ein starker Nordwind.

Das Gebäude war bestens gepflegt. Von den Balkonen über uns konnten wir Lachen hören.

Ich tippte den Code ein und drückte die schwere hölzerne Tür auf. Als sie hinter uns ins Schloss fiel, erstarb der Straßenlärm, und wir standen in einem weitläufigen Hof. Jahrelang war ich ohne einen Blick für das Haus hier vorbeigegangen, und jetzt, durch den magischen Code, stand ich an diesem makellosen Ort. Mit einem eleganten Rosengarten und einem plätschernden Brunnen.

Ich drückte den geprägten Silberknopf neben der mit Schnitzereien geschmückten Tür. Eine große Frau mit langem, die Schultern bedeckendem Haar ließ uns herein. Mazins Mutter. Sie trug ein schwarzes Satinkleid und einen breiten, geschmiedeten Goldreif am Handgelenk.

Sie küsste uns beide und wusste, wer wir waren, obwohl wir uns noch nie gesehen hatten.

»Willkommen, willkommen«, sagte sie und geleitete uns in eine enorm große Wohnung.

In den Räumen links und rechts konnten wir Leute reden und Gläser klirren hören.

»Sie haben beide so viel für unsere Jungen getan. Wie schön, dass Sie hier sind. Bitte, essen Sie etwas und trinken Sie ein Glas Champagner.«

Die Wohnung war voller Leute, Schüler, Eltern, Freunde, Verwandte. Sie führte uns einen Flur hinunter, der quer durch die Wohnung verlief. Vor der hinteren Wand war eine Bar aufgebaut, und ein gesetzt wirkender Franzose im Smoking schenkte uns Champagner ein. Als wir bei ihm ankamen, hatte er bereits zwei schlanke Flöten mit Krug gefüllt und reichte sie uns.

Es läutete.

»Bitte entschuldigen Sie mich«, sagte Mazins Mutter.

Uns gegenüber gab es ein großes Esszimmer. Auf einem langen, weiß gedeckten Tisch reihte sich Platte um Platte mit libanesischem Essen aneinander. Hinter dem Tisch sah man durch Glastüren auf eine Terrasse hinaus, auf der sich Leute unterhielten, ans Geländer lehnten, rauchten und durch mächtige Platanen auf den Fluss und die Île Saint-Louis hinaussahen. Auf der Brücke stand ein Mann und stimmte seine Gitarre.

»Heilige Scheiße!«, flüsterte Mia.

Dann kam Mazin. Er trug einen Anzug, für den er eigentlich zu schmal war, und sah betrunken aus.

Als er uns erblickte, hellte sich sein Gesicht auf. »Mr. S.! Ms. Keller!«

Er küsste Mia, und als ich ihm die Hand schütteln wollte, sah er mich mitleidig an, schob meine Hand zur Seite und drückte mich an sich.

»Mann, Sie haben mein Leben verändert«, sagte er.
»Wir umarmen uns.«

»Schöne Wohnung haben Sie hier«, sagte ich.

»Ist völlig irre«, flüsterte er. »Das war alles schon so, als wir eingezogen sind. Ist mir 'n bisschen peinlich, können wir bitte über was anderes reden? Haben Sie Hunger? Das Essen ist hammermäßig. Alles aus dem Diwan. Kennen Sie das Diwan?«

Vom Büfett aus konnten wir in einen riesigen Salon sehen. Über dem Kamin hing ein mächtiger, goldgerahmter Spiegel. Es gab große, prächtige Sofas, einen niedrigen Glastisch und eine hohe, reich verzierte Stuckdecke. Der Raum war voller Schüler. Als sie Mia und mich sahen, versteiften sich einige und versteckten ihre Gläser, die meisten lächelten jedoch und winkten.

Mike Chandler stand in der hinteren Ecke des Wohnzimmers, hatte einen Ellbogen auf den Kamin gelegt und unterhielt sich auf Französisch mit dem Vater von irgendwem. Mia und ich setzten uns in zwei große Ledersessel. Ich beobachtete Mike, seine Gesten, seinen ernsten, ruhigen Ausdruck und die Art, wie er sein Glas am Stiel hielt. Nichts davon wirkte gewollt, nichts davon war das Verhalten eines Teenagers, der sich erwachsen gab. Er war offenbar seit seiner Geburt schon so.

Schüler wie Mike Chandler, die gleich mehrere Sprachen beherrschten und in ebenso vielen Kulturen zu Hause waren, die sich in vornehmen Wohnungen und auf illustren Partys absolut entspannt und natürlich bewegten, die von Land zu Land zogen und sich mit geradezu professioneller Leichtigkeit zwischen Erwachsenenwelt und Jugendwelt hin- und herbewegten, waren nicht der Standard an der ISF.

Die meisten waren Kinder, die von einer Air-Force-Basis in Virginia nach Paris verpflanzt worden waren, sich nicht damit abfinden konnten und sich nicht anpassen wollten.

Der Umzug festigte nur ihren Glauben an die konservative amerikanische Politik. Sie verweigerten sich diesem neuen Land, was sich in einer hartnäckigen Zurückweisung ihres neuen Zuhauses und alles Französischen niederschlug. Ihre Familien kauften ihre Lebensmittel im Supermarkt der amerikanischen Botschaft. Wenn diese Schüler von Wochenendausflügen nach Ramstein zurückkamen, berichteten sie lediglich begeistert von Taco Bell und Burger King, die sie auch dort gefunden hatten.

Die Schüler hier waren anders, und während ich mich im Raum umsah, war ich stolz auf ihre Kultiviertheit und auch auf mich, weil ich Teil einer Welt geworden war, die ich vorher nicht gekannt hatte.

Mazins Mutter kam und versuchte, uns zum Tanzen zu überreden. Wir wollten nicht, doch bei ihrer zweiten Runde nahm sie Mias Hand und zog sie mit sich mit.

Allein gelassen aß ich auf, was ich noch auf dem Teller hatte, und ging nach draußen. Ariel Davis und Molly Gordon lehnten mit dem Rücken am Geländer.

»Hey, Mr. Silver«, sagte Molly.

Ariel lächelte. Ich legte die Ellbogen aufs Geländer und sah auf die Straße.

»Große Pläne für den Sommer, Mr. Silver?«, fragte Molly.

»Ich fahre nach Griechenland, und Sie?«

»Ich bleibe hier.«

»Ich komme im nächsten Jahr in Ihr Seminar«, sagte Ariel und steckte sich eine Zigarette an. Sie sah mich an und fuhr sich mit der Hand durch das schwarze Haar.

»Schön«, erwiderte ich.

»Gehen Sie heute Abend mit uns aus, Mr. Silver?«, fragte Ariel und sah hinunter auf die Straße.

»Wohin?«